

**„Übrigens sterben immer die Anderen“.
Der Tod als Problem der praktischen Philosophie**

Vortrag an der Universität Leipzig, 1.12.2010
(Andrea Marlen Esser, Marburg)

Liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Studierende, sehr geehrte Damen und Herren

1.0.

Ich habe diese Gelegenheit ergriffen für eine Selbstverständigung über einen Beitrag, den ich im Rahmen eines Projektes, in das ich eingebunden bin, leisten möchte. Das Projekt trägt den Titel „Tod und toter Körper“ und wird von der VW Stiftung gefördert. Beteiligt sind Vertreterinnen und Vertreter aus der Soziologie, der Rechtswissenschaft, der Medizingeschichte und Medizinethik und eben auch aus der Philosophie. Die übergreifende Fragestellung ist die nach der Rolle, und unter Umständen auch: nach der veränderten Rolle, die dem Tod in unserer gegenwärtigen Gesellschaft zukommt. Die soziologische Thanatologie hat sich diesbezüglich gegenwärtig in zwei Lagern eingerichtet: Die einen erkennen in der vermehrten medialen Präsenz des Themenfeldes „Tod und Sterben“ [sei es in Vorabendserien, im Netz und in Kunst und Literatur] wie auch in der zunehmenden gesellschaftlichen Aufmerksamkeit auf die Fragen des humanen Sterbens und des selbstbestimmten Lebensendes eine „Neue Sichtbarkeit“ des Todes und damit verbunden auch erste Schritten hin zu einer „Enttabuisierung“ des Todes. Die anderen halten dem entgegen, dass es sich bei den genannten Phänomenen gar nicht um Indizien eines tiefgreifenden Wandels handelt, sondern dass bereits bestehende Traditionen der Todesdarstellung mit modernen medialen Mitteln lediglich fortgesetzt werden und unter dieser Oberfläche die Tabuisierung des Todes einfach unverändert weiterbesteht. Nun, um über diese Alternative zu entscheiden, strengen die am Projekt beteiligten Gesellschaftswissenschaften qualitative und quantitative Untersuchungen an. Das ist freilich gerade nicht das Gebiet, zu dem die Philosophie, noch weniger die Praktische Philosophie einen Beitrag leisten kann. Worin aber ein Beitrag insbesondere der Praktischen Philosophie zum Thema „Tod“ liegen könnte, das will ich heute im Folgenden andeutungsweise entwickeln und deshalb zum „Tod als Problem der Praktischen Philosophie“ sprechen.

Ich werde mit dem Satz beginnen, den ich als Zitat im Titel des Vortrags führe, und versuchen, an seinem ästhetisch verdichteten Gehalt den Unterschied zwischen einer theoretischen und der praktischen Perspektive auf das Thema „Tod“ zu markieren. Unter dem Gebiet des „Praktischen“, das sei vorweg gesagt, verstehe ich im Anschluss an die Kantische Bestimmung, „das, was als durch einen Willen möglich vorgestellt werden kann“. Etwas einfacher formuliert lautet dann die praktische Fragestellung: „Wie lässt sich das Verhältnis angemessen darstellen und gestalten, in das wir zu den uns verfügbaren Erkenntnissen und zu den sozialen und gesellschaftlichen Umständen treten?“ Ferner auch: „Wie sollen wir die sozialen und gesellschaftlichen Umstände selbst gestalten?“ Diese Fragen markieren nicht nur das Arbeitsfeld der Praktischen Philosophie, sondern sie verweisen auch schon darauf, dass es sich dabei um einen Bereich kreativer Tätigkeiten und konstruktiver Prozesse handelt, die alle Dimensionen des menschlichen Daseins – also neben der kognitiven, auch die ästhetische und die anthropologische – betreffen und einschließen müssen. Daran hat die Praktische Philosophie die Bestimmung ihrer zentralen Begriffe und entsprechend auch ihre Überlegungen zum Thema „Tod“ auszurichten. Eine Gefahr, die es dabei zu vermeiden gilt, scheint mir unter anderem in dem – von Hegel so genannten – „abstrakten Denken“ zu liegen.

Daher werde ich in einem zweiten Schritt versuchen, gerade die Konkretisierungsleistung der praktischen Reflexion zu verdeutlichen. Diese Leistung kann die praktische Reflexion meines Erachtens allerdings nicht erbringen, wenn man sie als ein Subsumtions- oder Schlussverfahren begreift, das vorliegende Fälle unter feststehende Prinzipien bringt. Ein rechtes, und, wie ich meine, im terminologischen Sinne: „kritisches“ Verständnis praktischer Reflexion muss diese daher meiner Ansicht nach als eine dynamisch-produktive Reflexionsform begreifen. Da sich diese Vorstellung praktischer Reflexion am besten im Vollzug zur Darstellung bringen lässt, werde ich versuchen, sie in der Erörterung der spezifisch praktischen Bedeutung des Todes, also in ihrer Anwendung und ihrer Wirkung zu entwickeln. Ich beschränke mich dabei auf drei wichtige Momente: (a) auf den praktischen Gegenstand und seine „praktische Bedeutung“, (b) auf die spezifische Form der Normativität im Beurteilungsprozess und (c) auf die Frage nach dem konkreten Handeln und Gestalten, das sich an die praktische Beurteilung anschließt. Alle drei Momente entfalten sich, wie ich zu zeigen versuche, erst in „produktiven

Reflexionsprozessen“ über ein konkretes Problem: im vorliegenden Fall also über das menschliche Sterben und den Tod.

1.1. Der Tod als Problem der theoretischen und der praktischen Philosophie

Ich habe der Fragestellung im Titel des Vortrages ein Zitat von Marcel Duchamp vorangestellt: „*D’ailleurs, c’est toujours les autres, qui meurent*“ („Im Übrigen sterben immer die Anderen“, oder, vielleicht noch besser: „Übrigens, es sind immer die Anderen, die sterben“). Diesen Satz liest man auf Duchamps Grab im *Cimetière Monumental de Rouen*. Er wurde von ihm selbst eben dafür auch formuliert – war also für diese Platzierung vorgesehen.

Gleich bei diesem Satz könnte freilich eine philosophische, insbesondere eine sprachphilosophische Kritik ansetzen und einwenden, dass es keineswegs immer „die Anderen“ sind, die sterben, sondern dass wir doch genau wissen, dass *wir* alle sterben werden und dies, unter Umständen, auch noch bewusst erleben. Der Begriff des „Sterbens“ bezeichnet [wie man etwa bei Georg Baust nachlesen kann¹] ferner einen zeitlichen Prozess, nämlich den „unumkehrbaren, sich mehr oder weniger schnell vollziehenden Ausfall der Lebensfunktionen“. Dieser Prozess ist also seinerseits ein Abschnitt des Lebens, den wir höchstpersönlich vollziehen.² Das „Sterben“ wiederum endet mit dem „Tod“. Und damit ist [so etwa die Bestimmung von Michael Quante³] der Zeitpunkt bezeichnet, in dem das Leben und so auch das Sterben aufhören und das „irreversible Ende aller Lebensfunktionen eines Organismus“ erreicht ist. Diese Definition des Todes gilt ganz unabhängig von den Kriterien [das hat etwa D. Birnbacher deutlich gemacht⁴], unter denen das tatsächliche Eintreten des Todes festgestellt wird (also unabhängig davon, ob man das Hirntod-, Herztod- oder Ganztodkriterium zur Anwendung bringt). Davon zu unterscheiden wäre dann noch das „Totsein“. Dies ist der Zustand eines vormals lebendigen Organismus nach dem Eintreten des Todes.

Wollten wir nun Duchamps Satz als einen Satz auffassen, der beansprucht, eine wahre Aussage über den objektiv beschreibbaren Sachverhalt des Sterbens

¹ Vgl. Georg Baust, *Sterben und Tod. Medizinische Aspekte*. Berlin 1992.

² Vgl. die folgende begriffliche Unterscheidung von Sterben, Tod und Totsein ist entnommen: H. Wittwer, *Der Leichnam aus der Sicht der Philosophie*, in: *DZPhil* 65 (1/2008), S. 97-117; hier: S. 100f.

³ Vgl. Michael Quante, *Personales Leben und menschlicher Tod*. Frankfurt am Main 2002.

⁴ Vgl. Dieter Birnbacher, *Organtransplantation - Stand der ethischen Debatte*. In: Brudermüller, Gerd und Seelmann, Kurt (Hrsg.): *Organtransplantation*. Würzburg 2000, S. 13-26.

und des Todes zu treffen, so sollten wir ihn – vor dem Hintergrund der eben vorgenommenen Begriffsklärung – korrigieren und umformulieren. Korrekt könnte er etwa lauten: „Übrigens sind immer die Anderen tot“.

Allerdings lässt sich auch bei dieser Formulierung vielleicht noch fragen [wie das etwa Jay Rosenberg getan hat⁵], ob es eigentlich statthaft ist, einem Anderen, einem Jemand, einer Person also, das „Totsein“ als Prädikat zuzusprechen. Denn wenn der Tod das irreversible Ende eines Organismus ist, dann schließt dieses auch das Ende der Person ein, die von der Existenz des Organismus abhängig oder mit ihm verbundenen ist. Entsprechend wäre es auch nicht angemessen, den Tod sprachlich als eine Veränderung darzustellen, die einer Person widerfährt – so wie eine Person altert oder krank wird, sondern „der Tod“, so müsste man es formulieren, ist allenfalls ein „Werden dieser Person zu Nichts“, weil nach seinem Eintreten keine Person mehr existiert, die „tot ist“ und der man das Prädikat „ist tot“ noch sinnvollerweise zuschreiben könnte.

Begriffliche Klärungen dieser Art leisten viel Gutes. Sie befreien uns vom magisch-mythischen Denken eines „Weiterlebens“ als Tote im Totenreich. Sie decken sprachlich mögliche, der Sache nach aber verfehlte, ja mitunter sogar quälende Personalisierungen auf, die mit der Rede von „den Toten“ oftmals verbunden sind. Und sie zeigen, dass der Tod durchaus nicht „unbegreiflich“ oder der Erfahrung gänzlich entzogen ist, sondern dass sich über ihn, ein wenig Begriffsklärung vorausgesetzt, ganz klar denken und sprechen lässt.

An dem Sinn, auf den der Satz von Marcel Duchamps zielt, ist man mit diesen Überlegungen allerdings dennoch vorbeigegangen. Warum? Nun, weil es sich bei diesem Satz gar nicht um einen theoretischen Satz handelt, sondern um einen praktischen. Mit dieser Unterscheidung beziehe ich mich auf Überlegungen von Josef König, wie er sie in dem Text *Der logische Unterschied theoretischer und praktischer Sätze und seine philosophische Bedeutung*⁶ dargelegt hat. König markiert darin eine Differenz, die mir für eine erste Klärung hilfreich zu sein scheint: Theoretisch-determinierende Sätze haben einen propositionalen Gehalt und sind wahrheitsfähig. Das von ihnen jeweils Gemeinte lässt sich kriteriell explizieren. Das bedeutet: man

⁵ Vgl. Jay F. Rosenberg, *Thinking Clearly about Death*. Englewood 1983.

⁶ Josef König: *Der logische Unterschied theoretischer und praktischer Sätze und seine philosophische Bedeutung*. In: Weingarten, Michael (Hrsg.): *Eine "andere" Hermeneutik. Georg Misch zum 70. Geburtstag - Festschrift aus dem Jahr 1948*. Bielefeld 2005. Vgl. dazu ferner: Mathias Gutmann, *Tote Körper und tote Leiber. Der Umgang mit lebenswissenschaftlichen Sprachstücken*. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*. Bd. 56. 2008/1, S. 73-96.

kann es in Merkmalskatalogen weiter bestimmen und Regeln und Gesetze formulieren, mit deren Hilfe sich der gemeinte Gegenstand als Fall eines bestimmten Allgemeinen, als *token* eines *types* klassifizieren und weiter determinieren lässt. Praktische Sätze sind hingegen nach König nicht Teil einer determinierenden, sondern einer, wie er es nennt: modifizierenden Rede. Sie sind nicht reduzierbar auf einen propositionalen Gehalt, sondern es gehört zu ihrem Sinn, dass sie sich an jemand richten. Insofern müssen sie bereits selbst als Handlungen verstanden werden, denen ein Aufforderungscharakter zukommt. Weil sie den Modus des Wirkens und Seins thematisieren, stellt sich ihre konkrete Bedeutung in Abhängigkeit von der Situation der Äußerung her und erfordert es, dass wir uns möglicherweise immer wieder aufs Neue über ihre Geltung und Richtigkeit verständigen müssen.

Duchamps Satz lässt sich vor dem Hintergrund dieser Unterscheidung als ein praktischer Satz verstehen: er beschreibt keinen Sachverhalt, sondern wendet sich als Aufforderung an (unbestimmte) Adressaten. Konstitutiv für den Sinn dieses Satzes ist seine Positionierung auf dem Grab seines Autors. Und: wenn man Duchamps Werk kennt, aber spätestens, wenn man diese Situation erfasst hat, kann einem klar werden, dass es sich bei diesem Satz auch noch um einen hoch ironischen handelt. Denn mit der, von Duchamp ja zu Lebzeiten noch festgelegten Platzierung auf seinem künftigen Grab, ist der Urheber des Satzes, ganz entgegen seiner Aussage und sofern er gestorben ist, ja genau einer von den „Anderen“ geworden, die sterben. Allerdings muss man zugleich doch zugestehen, dass Duchamp in einer gewissen Weise, in einem anderen Modus, auch nicht „gestorben“, sondern immer noch „lebendig“ ist. Insofern könnte gelten: Tatsächlich sterben immer nur „die Anderen“, denn ihm ist es mit diesem Satz gelungen, trotzdem er gestorben ist, den Sinn des Satzes wesentlich mitzubestimmen.

Um diese Form der Ironie ging es Duchamp in fast allen seinen Werken. Die Ironie sollte als ein ästhetisches Mittel wirken, um den in der Kunst wie im Leben so oft voreilig und allzu schnell fixierten Sinn „in die Schwebel“ zu bringen. Die Betrachter seiner Werke sollten durch diese Ironie zu einem tiefergehenden Reflexionsprozess über die Sache, über das Verhältnis zu ihr und nicht zuletzt auch über die eigenen, bereits gefassten, aber unter Umständen nicht geprüften Vorstellungen subtil „verführt“ werden. So gesehen handelt es sich bei Duchamps praktischem Satz also um eine ironische Variante des in der Kunst wohlbekannten „memento mori“. Duchamp adressiert eine Aufforderung zur konkretisierenden

Reflexion über die eigene Sterblichkeit an uns, indem er auf das allseits bekannte und empirisch zweifellos gut abgesicherte Faktum der allgemeinen Sterblichkeit mit einem „Übrigens“ wie auf eine in Vergessenheit geratene Nebensächlichkeit verweist. Und er teilt – scheinbar – die Hoffnung, auf die sich mitunter auch eine selbstvergessene Lebensführung gründet, dass es tatsächlich immer nur „die Anderen“ sind, die sterben, um dann eben diese Hoffnung sogleich in ihrer Nichtigkeit vorzuführen: sobald nämlich der Blick des Betrachters auf die Position und den Namen des Autor des Satzes geleitet wird. Die in theoretisch-determinierenden Sätzen zu formulierende, allgemeine Tatsache, dass der Tod „das irreversible Ende eines Organismus und einer Person“ ist, kennen wir freilich alle. Ihre „praktische Bedeutung“ können wir – „Übrigens“ – mitunter vergessen. Deren Gehalt lässt sich nämlich nicht abstrakt aus der bloßen Anwendung der allgemeinen theoretischen Einsicht auf unsere lebensweltlichen Zusammenhänge ziehen. Er ergibt sich nicht als das Resultat eines logischen Schlusses von der Sterblichkeit aller Menschen auf den einzelnen Menschen, sondern muss in den oben schon erwähnten produktiven Reflexionsprozessen in alle Dimensionen des Praktischen hinein entwickelt werden.

1.2. Das abstrakte Denken in der Praktischen Philosophie

Dass es aber insbesondere für eine Theorie und damit auch für eine Theorie der Praktischen Philosophie, nicht so einfach ist, einen angemessenen Wirklichkeitsbezug herzustellen, ja dass sich gerade im Zusammenhang der Praxis die Theorie ebenso wie das oft nur vermeintlich konkretere Alltagsbewusstsein unbemerkt in abstraktes Denken verwandeln können, hat schon Hegel in seiner kleinen Schrift „Wer denkt abstrakt?“ feinsinnig vorgeführt: Wer abstrahiert, heißt es da, löst eine Qualität aus dem Zusammenhang und „vertilgt“ andere Qualitäten, die nicht dieser Qualität entsprechen. Das in den wirklichen Zusammenhang Gebundene, meint Hegel, wird so aus dem Zusammenhang mit anderem Wirklichen gerissen und verwandelt sich dadurch in ein „Geschiedenes“. Abstrakt denkt beispielsweise, wer eine Sache nur unter ein einziges Prädikat fasst und sie ausschließlich dafür hält. „Den Bediensteten für nichts als einen Bediensteten zu halten“, „den Soldaten nur für ein prügelbares Subjekt anzusehen“ ist abstraktes Denken. Und ebenso verfällt die „Marktfrau, die die Kundin allein unter das

Verbrechen subsumiert, dass sie die Eier faul gefunden hat“ dem abstrakten Denken wie auch „das gemeine Volk“, das es ablehnt, dem Mörder noch irgendeine andere Eigenschaft zuzuerkennen als die, „dass er ein Mörder ist“. Schließlich aber denkt noch „die gebildete gute Gesellschaft“ abstrakt, wenn sie die Tat vom Täter löst und etwa in der „Bekräftigung des Rades“ (also der schmückenden Verzierung des Instrumentes, mit dem der Delinquent zu Tode kommen wird) sich in der sentimentalischen Verharmlosung gefällt, statt sich über die Humanität der Todesstrafe oder über konkrete Formen der Versöhnung Gedanken zu machen. Analog zu diesen Hegelschen Beispielen wäre es ein Ausdruck abstrakten Denkens, wenn man den Tod auf den Gemeinplatz des „großen Gleichmachers“ und der „allgemeinen Sterblichkeit“ reduzierte oder davon abstrahierte, dass sich das Sterben eben immer als das einer bestimmten Person unter bestimmten Umständen und daher auch individuell vollzieht.

Das aber ist keineswegs die „gewöhnliche“ oder alltägliche Perspektive, sondern sie müssen wir uns vielmehr im Denken und im Vorstellen durch die kritische Destruktion erkannter Abstraktionen immer wieder aufs Neue erarbeiten.

2.0. Drei Momente der „praktischen Reflexion“

Was das bedeuten könnte, versuche ich nun in einem zweiten Schritt an drei Momenten der Praktischen Reflexion zu skizzieren, also an der (a) Frage nach dem „praktischen Gegenstand“, und der „praktischen Bedeutung“ des menschlichen Todes, (b) an der Frage, welche normativen Ansprüche in Bezug auf den menschlichen Tod sinnvollerweise erhoben und eingelöst werden sollen und schließlich: (c) in welchen konkreten institutionellen und individuellen Handlungen sich gewonnene Einsichten manifestieren können.

a) Die praktische Gegenstandsbestimmung als Reflexionsresultat

Ich wende mich als erstes der Frage nach dem praktischen Gegenstand zu. Sie markiert schon allein deshalb ein Problem, weil der „Gegenstand“ oder „Fall“, der ethisch beurteilt werden soll, nicht einfach vorliegt. Ich verdeutliche das kurz an einem Beispiel: Ob etwa eine (oder mehrere) Handlungen einer Person als „helfende pflegende Hinwendung“ gelten können oder ob sie durch die konkrete Weise ihrer Ausführung nicht vielmehr als „narzistische Vereinnahmung“ oder sogar

„erniedrigende Entmündigungshandlungen“ verstanden werden müssen, entscheidet im praktischen Bereich ein produktiver und dabei bedeutungsbestimmender Reflexionsprozess. Darin wird das beobachtete Handeln nicht beschrieben, sondern in eine Darstellung mit einer bestimmten Bedeutung (die ich eben als „praktische Bedeutung“ bezeichne) gebracht. An sie können sich dann weitergehende normative Überlegungen anschließen.

Schon die Darstellung kann freilich fehlgehen und infolge dessen die Richtigkeit aller weiteren Schritte korrumpieren. Dass der Tod etwa das irreversible Ende eines Organismus und der mit ihm verbundenen Person bedeutet, ist sachlich richtig; es beschreibt einen Sachverhalt. Schließlich ist es ja wahr, dass „die Anderen sterben“, denn das geschieht tatsächlich. Doch im praktischen Zusammenhang erfordert „die Sterblichkeit“ eine andere Darstellung. Darin ist die Person nicht nur ein Angehöriger der Gattung, sondern sie ist als Handeln-Könnende oder als zumindest in Handlungszusammenhängen Stehende der Ursprung und Bezugspunkt eines individuell geführten und gestalteten Lebens. Ihr Sterben ist das Sterben einer individuellen Person, keines *tokens* eines *types*. „Der Tod“ im praktischen Zusammenhang beendet ein jeweils bestimmtes, individuell vollzogenes Leben, und bildet damit seinen Abschluss. In dieser Qualität muss er daher auch zur Darstellung gebracht werden. Denn „der Tod“ hat unter praktischer Perspektive gar keine andere Bedeutung. Er ist nichts anderes als eben diese Qualität, die sich aus dem Bezug auf das individuelle Leben ergibt. Darauf kann uns Duchamps Satz leiten, wenn wir uns klar machen, dass wir selbst, wie jetzt bereits Duchamp, eines Tages einer von den „Anderen“ sein werden und dann unter Umständen für Andere wiederum auch nur „ein Anderer“ sein werden, der „auch“ gestorben ist. Mit der Abstraktion vom personalen Tod auf „die Sterblichkeit“, auf das Sterben der Anderen, ist die individuelle Dimension des Todes zum Verschwinden gebracht. In dieser abstrakten Form aber ist der Tod in der gesellschaftlichen Kommunikation – und sei diese auch in Bezug auf den Tod noch so „geschwätzig“ (Nassehi) – überwiegend präsent. Dass es „immer die Anderen sind, die sterben“ ist ein Satz, der vorführt, wie unwillkürlich sich für jeden von uns das Sterben des oder der Anderen in einen Fall allgemeiner Sterblichkeit verwandelt. Die personale Individualität des bestimmten Anderen – sei es Marcel Duchamps, sei es die eines jeden Adressaten des Satzes – verlangt hingegen danach, sich an die konkrete, individuelle Bedeutung, die das Sterben und der Tod für eine bestimmte Person annimmt, gegen die angebliche Gemeinsamkeit,

wie sie die abstrakte Darstellung des Todes suggeriert – heranzuarbeiten und sie zur Darstellung zu bringen.

Zunächst möchte ich noch eine kurze Anmerkung zu der Darstellungsabhängigkeit des praktischen Gegenstandes und seiner Bedeutung machen. Damit ist nicht etwa die jeweilige private Ein- oder Wertschätzung einer Person gemeint, und auch nicht ihre psychologische Selbstbeschreibung. Die individuelle Person oder die individuellen Personen haben gar keinen privilegierten Zugang zu und keine privilegierte Deutungshoheit über ihr Handeln noch weniger über die Bedeutung ihres Lebens insgesamt. Das klingt zunächst etwas befremdlich, heißt aber nichts anderes, als dass es zur Bestimmung der praktischen Bedeutung – sogar unseres eigenen Handelns – nötig ist, kritische Hypothesen zu bilden und zu ihrer Überprüfung den verstehenden und gegebenenfalls korrigierenden Austausch mit Anderen zu suchen.

Wittgenstein hat in den *Philosophischen Untersuchungen* das Problem der praktischen Bedeutungsgenerierung einmal ganz treffend so formuliert: „Wie soll ich wissen, was er meint, ich sehe ja nur seine Zeichen.“ (Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, Nr. 504) und er fährt fort: „Wie soll *er* wissen, was *er* meint, *er* hat ja auch nur seine Zeichen“. Auch von uns selbst – respektive der „praktischen Bedeutung“ unsers eigenen Handelns und des sich daraus bildenden „Lebens“ hat man nur seine Zeichen, und es sind die eigenen, gerade insofern man versteht, dass man sie auch anders verstehen kann, als man selbst sie jetzt versteht. Die Darstellung und Ausdeutung von Handlungen, Ereignissen und Prozessen, die das konkrete Sterben und den jeweiligen Tod dann als Zeichen eines umfassenden, das „Leben“ übergreifenden Charakters zu fassen versucht, vollzieht sich in zunächst wiederum nur hypothetisch gültigen Darstellungen. Wir bewegen uns im Bereich der Praxis also in dem Bereich, in dem wir uns sprechend und handelnd über unser Leben und über unsere menschlichen Beziehungen verständigen und in dem wir versuchen müssen, uns deren Bedeutung zu erschließen. Abstrakt bleibt eine solche Bedeutungserschließung, wenn eine Handlung darin nur nach ihren allgemeinen determinierenden Merkmalen begriffen und unter höherstufige Begriffe subsumiert würde.

Dieser Prozess der Darstellung der praktischen Bedeutung schließt freilich „die Anderen“ in einer spezifischen Form, die in Duchamps Satz gerade ironisch ausgeschlossen wird, mit ein. Denn der Tod einer Person ist auch das Ende einer

vorangehenden gemeinschaftlichen Tätigkeit und Deutungsbemühung – des sozialen Lebens (etwa mit Nahestehenden, Freunden und Kollegen) und hat auch für diese anderen – nolens volens – eine Bedeutung. Worin diese dann genau liegen wird, ist vorweg und auch im Nachhinein nicht mit abschließbarer Gewissheit zu bestimmen. Sie kann aber in biographischen und autobiographischen Narrationen immerhin versuchsweise vorweggenommen werden. Literarische Darstellungen stellen dafür Vorlagen bereit und können als Reflexionsmittel genutzt werden, um schließlich in der Imagination des eingetretenen Todes auch das eigene Leben als Ganzes oder das eines Anderen unter der Frage seiner gegenwärtigen praktischen Bedeutung zu einer Darstellung zu synthetisieren. Schon dadurch erhält der Tod eine praktische Bedeutung für das Leben.

Gronemeyer mag da provozierend einwenden: „Zwar wird unablässig betont, dass das Sterben ein Teil des Lebens sei. Aber wer glaubt das wirklich?“ Wenn man aber den soeben skizzierten nicht-psychologischen Sinn praktischer Bedeutung eingesehen hat, dann wird klar, dass die bedeutungskonstituierende Rolle des Sterbens oder des Todes keine Frage des „Glaubenwollens“ ist, noch weniger von einer bedeutungsgebenden Willkür verweigert werden kann. Sterben und Tod sind Teil des Lebens, weil sie als Momente in der Darstellung der „Praktischen Bedeutung“ wirksam sind oder es unweigerlich sein werden. Ganz unabhängig davon, ob wir oder irgendjemand es weiß, glaubt, will oder nicht.

Wenn aber der Gegenstand der Praxis erst in produktiven Reflexionsprozessen entsteht, kann ihr konkreter Vollzug nur gelingen, wenn er die individuellen Besonderheiten sei es einer sprachlichen Formulierung, sei es ihrer Situierung oder Betonung sei es des jeweiligen körperlichen Ausdrucks berücksichtigt, um feinsinnig jene Vielzahl scheinbarer Kleinigkeiten auszuwerten, die aber doch am Ende allein die Handlung und damit auch deren Bedeutung ausmachen. Gerade die ausdrucksgenerierende Rolle des Leibes verfällt oft dem „abstrakten Denken“, weil sie als eine bloße Zutat zur „eigentlichen“ Handlung und deren begrifflich fassbarer Intentionalität erscheint. Macht man sich aber klar, dass die Präsenz einer Person nur in einem Leib möglich ist, dann ist der Leib nicht nur Hülle, nicht etwas Anderes als diese Person, sondern genau die Weise, in der sie in die Existenz tritt und existieren kann. Ferner kann sich das, was wir „Person“ nennen, auch nur durch einen Leib ausdrücken: in Bewegung, Mimik, lautlicher Artikulationen. Deshalb verstehen wir diesen Ausdruck auch als unserer Person genuin und

erfassen, ganz zu Recht, selbstverständlich auch den Ausdruck von anderen Individuen spontan als Äußerungen dieser Person. Wird der „Wille“ als der Handlung äußerlich gedacht und in einem psychologischen Sinne als Motiv gedeutet, dann erscheint die Handlung als eine bloße Umsetzung, als ein Verwirklichungsakt, als ein bloßes Geschehen. Diese Vorstellung unseres Handelns und das Bild von uns als einer „Zwecke denkenden“ und diese dann realisierenden Instanz, sind unzureichend und abstrakt. Und sie verhindern die angemessene Berücksichtigung der Leib-Seele-Einheit des Menschen in der praktischen Reflexion. Wenn wir der Trennung in einerseits eine Person, die „Zwecke denkt“, und andererseits einen Organismus, der leiblich Handlungen vollzieht, aber entgegenhalten, dass doch die Präsenz einer ihrer selbst bewussten Person gar nicht anders als in einem Leib möglich ist, dann kann der Leib weder materiell noch im Denken von der Person getrennt werden. Der Wille einer Person wäre, so gesehen, nicht etwas Verborgenes, sondern realisierte sich in den Ausdrucksmöglichkeiten des Leibes und seien sie auch noch so gering. Diese Überlegung führt dazu, dass auch unser Wollen und unser Handeln nicht in einer „abstrakten Reflexion“ normiert werden können, sondern wir auch die praktische Bedeutung unseres Lebens im Vollzug von konkreten Handlungen erwerben und gerade hier auch bereits wirksame Normierungen unserer praktischen Vorstellungen und Verhältnisse eingelassen sind.

Mit dieser Überlegung komme ich zum zweiten Moment, nämlich zu der Frage welche normativen Ansprüche in Bezug auf den menschlichen Tod im praktischen Beurteilungsprozess wirksam werden sollen?

b) Faktische Normierungen des Sterbeprozesses und der Beitrag einer kritischen Ethik

Dass normative Vorstellungen über das Sterben und den Tod bereits in jede Darstellung eingehen, ist unzweifelhaft. Soziologische Analysen (vgl. Görgejans et al.) machen etwa deutlich, dass das Sterben in Krankenhäusern, Palliativstationen und Hospizen de facto zu einem Projekt geworden ist, das mannigfaltige Erwartungen und Ansprüche an alle Beteiligten richtet, so dass sie gemeinsam einen „guten Tod“ erarbeiten. Der erfordert ein „diskretes Sterben“, das den gesamten Prozess weder durch zu große Sterbebereitschaft, noch durch zu großen Lebenswillen skandalisiert (vgl. Görgejans, S. 10). Hierfür liegen Deutungsangebote in Form idealisierter Abläufe bereit. So etwa die normative Vorstellung des „kurzen

und guten Sterbens“ oder des „bewusst und reflektiert“ vollzogenen, gefassten Sterbens. Die sterbende Person soll dabei nicht nur Abschied nehmen, sondern für ihr individuelles Ableben auch die Verantwortung übernehmen.

In Anbetracht der Überlegungen, wie sich die „praktische Bedeutung“ des individuellen Lebens und Sterbens einer Person herstellen, sind diese normativen Vorstellungen durchaus kritisch zu betrachten. Es bleibt zu fragen, ob es sich bei den gegenwärtig herrschenden, hoch anspruchsvollen Modellen des „guten Sterbens“ nicht nur um verkappte Harmonisierungsprogramme handelt, die letztlich in repressiven Vorstellungen und problematischen Handlungsgeboten durchgesetzt werden. Denn den Deutungshorizonten idealer Sterbepformen („kurz und gut“ oder „reflektiert und gefasst“) muss sich nun das moderne Individuum fügen, wenn es „anständig“ sterben will, also so, wie es „die Anderen“ auch getan haben. Anderenfalls ist es der Gefahr ausgesetzt, am Ende noch pathologisiert zu werden, weil es seine „Sterbearbeit“ nicht gut leistet und sich der herrschenden Modellierung des „guten Todes“ nicht fügen kann (vgl. Gehring, S. 185).

Den genannten idealen Vorstellungen liegt außerdem oft auch ein verkürztes und problematisches Verständnis ethischer Normierung zu Grunde. Verkürzt ist es deshalb, weil es die zweifellos vernünftige Forderung nach einem „würdigen und guten Sterben“ aus den situations- und personenbezogenen Reflexionsprozessen löst. Statt diese Forderung als formales Orientierungsmoment für den jeweils konkreten Vollzug einer ethischen Reflexion zu nutzen, werden Deutungsstereotypen und situationsferne Handlungsanleitungen für „einen“ guten Tod formuliert. Die Besonderheit der „praktische Bedeutung“ auch des Todes liegt aber darin, dass sich seine Qualität gerade nicht aus der Erfüllung und Subsumtion unter festgeschriebene Ideale oder Rollen ableiten lässt.

Daraus folgt freilich keineswegs, dass wir unsere Institutionen nicht darauf hin befragen könnten und sollten, inwieweit unter ihren spezifischen Bedingungen ein würdevolles Leben und Sterben ermöglicht wird. Daher komme ich nun zu der dritten und letzten Frage

c) nach dem konkreten Handeln und Gestalten, das sich an die praktische Beurteilung anschließen kann

Der Beitrag der praktischen Reflexion muss sich meines Erachtens darauf richten, zur Artikulation zu bringen, welche konkreten Bedeutungen wiederum die jeweils konkreten institutionellen Maßnahmen und die jeweils individuellen Handlungen oder Sprachhandlungen unter den gegebenen Bedingungen annehmen werden oder – in die Produktion gewendet – annehmen würden. Dazu ist freilich die Ausbildung einer feinsinnigen Wahrnehmung jener Vielzahl scheinbarer Kleinigkeiten zu betreiben, wie sie in den professionalisierten Diskussionen oft als Nebensächlichkeiten diskreditiert werden. Die Analyse literarischer Darstellungen (z.B. in der Darstellung des Sterbens von Joachim in Thomas Manns *Der Zauberberg*) ist in diesem Zusammenhang durchaus hilfreich. An solchen ästhetisch verdichteten Darstellungen praktischer Bedeutung kann beispielhaft gezeigt werden, wie etwa einer Handlung, die nach ihren allgemeinen Merkmalen klassifiziert, unter den Oberbegriff „helfende Zuwendung“ subsumiert werden müsste, in einem kritisch vollzogenen, produktiven Reflexionsprozess eine ganz andere praktische Bedeutung nachgewiesen werden kann, die etwa dazu zwingt, sie als „narzistisch“ oder sogar „herabwürdigend“ zu bezeichnen. Erst solche, allerdings aktiv nachzuvollziehenden, Reflexionsbeispiele bringen auch die Problematik allgemeiner Deutungshorizonte ans Licht und sensibilisieren dafür, dass die jeweils besondere Ausführung einer bestimmten Handlung, der besondere Tonfall eines Satzes, die spezielle Qualität eines Blickes, die spezifische Art eines Griffs die „praktische Bedeutung“ konstituieren und eben diese, im abstrakten Denken ausgeblendeten Nebensächlichkeiten es sind, die jeweils die konkrete Handlung, ihre Bedeutung und schließlich auch die praktische Wirklichkeit ausmachen.

Die Ethik kommt, so gesehen, also zunächst in Form einer kritischen Reflexion ins Spiel, in der sie die einzelnen Handlungen und Maßnahmen nicht schon unter idealen Formen ausdeutet, sondern zeigt, dass es keine verbindliche Form des Sterbens geben kann und damit auch nicht geben soll. Zwar haben alle Gesellschaften und Zeiten wohl immer beharrlich ihre „idealen Tode“ aufgerichtet, sei es, dass sie den „gezähmten Tod“ der Ritter und Adelskaste zum „richtigen“ kürten, sei es, indem sie den „Philosophentod“ propagierten oder die Sehnsucht nach einem häuslichen Tod im Kreise der Lieben förderten. Doch mit allen diesen Formen wird das Feld des Sterbens von einem Gestaltungswillen und einer Verantwortung domestiziert, und davon abstrahiert, dass jenseits einer reflektieren

Auseinandersetzung mit dem Tod, er doch immer auch die Qualität eines leiblichen Widerfahrnisses an sich haben wird.

Was tun? Es scheint in Anbetracht des Sterbens keinen Königsweg zu geben. Dennoch muss man nicht bei Gemeinplätzen stehen bleiben. Auch die eben angestellten Überlegungen dürfen nicht zur Beruhigung durch den populärpsychologischen Ausspruch „Jeder stirbt eben seinen eigenen Tod“ missbraucht werden. Allenfalls darf dieser Satz normativ gewendet werden. Dann aber wäre zu fragen, unter welchen Bedingungen jemand eigentlich „seinen“, also seiner individuellen Lebensgeschichte angemessenen Tod stirbt. Und wie sich unter dieser Fragestellung normative Bestimmungen gewinnen lassen, so dass dieser Tod dann auch für diese Person und für die mit ihr Verbundenen als ein wünschenswerter, „guter“ und würdevoller Tod gedeutet werden kann.

Ich habe vorhin, im Zusammenhang mit der praktischen Bedeutung des Todes davon gesprochen, dass sie sich herstellt, indem wir unser eigenes Leben oder das eines Anderen „als Ganzes“ imaginieren. Das oder ein Leben „als Ganzes“ vor- und darzustellen, transformiert die abstrakte Möglichkeit des Todes auf ästhetisch produktive Weise in den Abschluss eines konkreten Lebens. Jeder kann sein Leben zu jedem Zeitpunkt „zu einem Ganzen“ verdichten. Über die Angemessenheit der jeweiligen Darstellung und auch über den Ausschluss anderer, abweichender Deutungsmöglichkeiten muss man sich selbst oder in der Verständigung mit anderen freilich immer wieder versichern. „Das Ganze“ ist dabei keine Darstellung einer quantitativen Vollständigkeit, sondern fügt bestimmte Erlebnisse, Empfindungen, Gefühle, Erinnerungen und Gedanken einer bestimmten Person in einen unter qualitativen Gesichtspunkten hergestellten Zusammenhang. Dessen besondere Ausprägung und Kohärenz hängt von subjektiven und objektiven normativen Gewichtungen und Wertungen ab. Sie sind aus der jeweiligen Darstellung rekonstruierbar und lassen sich in weitergehenden ethischen Reflexionen auch kritisch beurteilen. Diese aber liegen keineswegs, wie etwa MacIntyre meinte, in der Norm einer teleologisch organisierten Narration, so dass Brüche oder Widersprüchlichkeiten diskreditiert werden. Im Gegenteil: Gerade wenn man tatsächlich versucht, das Leben „als Ganzes“ zu imaginieren, wird unter Umständen die Klischeehaftigkeit und Unzulänglichkeit der jeweils verwendeten Ordnungsformen oder vermeintlich moralischen Normierungen hervortreten. Das wiederum eröffnet erst die Möglichkeit, sie unter Rekurs auf allgemeine formale ethische Ansprüche

(der Würde, der Achtung und der Selbstzweckhaftigkeit der Person) in konkrete angemessene normative Ansprüche für den Abschluss meines oder dieses Lebens einer bestimmten Person umzuwandeln. Unter dieser Perspektive lautet die Frage dann nicht mehr, ob die allgemeinen Merkmale des „guten Todes“ in einem vorliegenden Fall als erfüllt gelten, sondern unter welchen konkreten Bedingungen sich das Sterben als Abschluss meines oder dieses Lebens deuten und integrieren ließe. Aus dieser Vorstellung heraus lassen sich dann durchaus für den jeweils vorliegenden Fall normative Urteile aussprechen und Orientierungen diskutieren.

Deren Umsetzung in konkreten Handlungen aber erfordert einen weiteren produktiven Reflexionsprozess, weil nämlich aus der Kenntnis des allgemeinen Anspruchs noch keineswegs die konkrete Umsetzung „herauspringt“. Was zu „tun“ ist, kann nicht aus allgemeinen Werten und Regeln geschlossen werden, sondern verlangt der handelnden Person eine nicht zu unterschätzende Kreativität ab. Die praktische Reflexion ist also - insgesamt und in allen drei Momenten - ein produktiver und synthetischer Prozess; sie verlangt, das allgemein für gut Erkannte mit dem eigenen Denken und Handeln zu verbinden, es in individuellen oder institutionellen Handlungen auszudrücken, diese situationsangemessen zu entwerfen und sich immer wieder aufs Neue kritisch über ihre Effekte für unsere praktische Wirklichkeit zu verständigen. Deshalb ist es möglich, auch an ihr „vorbeizugehen“. Dann bleibt die Bedeutung allgemeiner ethischer Begriffe „unentfaltet“ und auch der schöne Satz von Marcel Duchamp nur ein dadaistisches Kichern am Rande.